Nachwort zur Bischofssynode

Autor(en): **Gyssling, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **52 (1969)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-411777

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

kleinsten Embrio ein Bauplan, wie Arme, Beine usw., nicht ersichtlich sei, aber ein «Bauplan» doch vorhanden sei. Das ist aber nicht nur beim Menschen so, das ist auch beim Grassamen und anderen Lebewesen so. Auch im Grassamen ist die fertige, hochentwickelte Pflanze, also ihr Bauplan nicht ersichtlich. Der Betreffende schliesst daraus, dass der Mensch etwas Besonderes sein müsse. Das Wort Bauplan führt leicht irre, wenn man nur auf den Menschen schliesst, denn man denkt dann zu leicht an einen Plan, der von irgend einer Seite angefertigt worden ist, was mit der «Einheit des Seins» im Widerspruch des freigeistigen Denkens steht.
Wir Menschen gehören in dieses Sein und sind ein winziges Tüpfelchen in ihm und von ihm. Das ist sehr wichtig zu erkennen und zu wissen, dann wird auch der menschliche Grössenwahn in die natürlichen Schranken gebracht, den das christliche Dogma in erster Linie verursacht hat mit der christlichen These «Gott schuf den Menschen ihm zu Bilde».
Das «Sein» ist im ewigen Wandel begriffen und wird im ewigen Wandel bleiben. So wird nach Millionen oder Milliarden Jahren auch einmal die hochentwickelte Rose, ein schon jetzt in verschiedenen Sinnesorganen höher als der Mensch entwickelter Adler oder ein Hund, aber auch ein Mensch sich gewandelt haben.

Dr. Heinrich Stäber

Nachwort zur Bischofssynode

Die grosse internationale Bischofssynode der katholischen Kirche in Rom ist zu Ende gegangen. Wenn ihre Debatten und manche ihrer Begleiterscheinungen, so die «Gegensynode» der «rebellischen», d. h. reformfreudigen Priester auch einiges Aufsehen erregt haben, von den schliesslichen Ergebnissen der Synode kann das nicht gesagt werden. Die paar mageren Zugeständnisse der Kirche, die überhaupt noch der nachträglichen Billigung durch den Papst unterliegen, was mit einigen weiteren Abschwächungen verbunden sein kann, an jene Bischöfe, die im Geist des II. Vatikanischen Konzils eine Reform und eine Demokratisierung des kirchlichen Regimes anstrebten, sind kaum des Aufzählens wert. Im Prinzip bleibt alles beim alten, die uneingeschränkte Autorität des Papstes ist nicht erschüttert, von seinen vorhergegangenen Enzykliken und den Theologenkonferenzen sind die Liberalisierungsbemühungen eines Johannes XXIII. und der ersten Anfänge des Konzils fein säuberlich abgebremst worden. Die Dynamik der katholischen Kirche gleicht der viel zitierten Echternacher Sprungprozession: zwei Schritte vorwärts, einen Schritt zurück!
Selbst wenn man von den extremen Formulierungen der reformfreudigen Priester und ihres Gegenpols, gebildet von einem ultrakonservativen klerikofaschistischen Klüngel, absieht, zeigten sich auf der eigentlichen Bischofssynode die verschiedenartigsten und vielfach einander widersprechenden Meinungen. Papst Paul VI. hörte sich das alles schweigend an und griff selbst nicht in die Debatten ein. Nur einmal sprach er davon, dass die «Barke Petri im Sturm stehe». Mit diesem Alarmruf wollte er wohl die Besatzung der Barke veranlassen, ihren Steuermann nicht durch allzu heftige Kritik an seiner Arbeit zu hindern und ihm nicht die Hände zu binden. Sein Angstruf, der durchaus seinem von seinem Amtsvorgänger als «hamletisch» gekennzeichneten Naturell entspricht, ist in gewissem Mass für die Situation der katholischen Kirche charakteristisch. Der Steuermann aber hält das Steuer des gefährdeten Schiffleins starr fest und scheut davor zurück, es nach links oder rechts zu stark zu bewegen. Der Erfolg dieser ängstlichen Steuerung geht in erster Linie die Insassen der Barke an, nicht uns.

Die Synode war auf das ausschliessliche Tagungsthema Vatikan und Episkopat abgestimmt, alle anderen Probleme waren tabu. Das erklärt bis zu einem gewissen Grad die Magerkeit der Ergebnisse. Sie bestehen in ersten kleinen Schritten in Richtung einer grösseren Selbständigkeit und einer verstärkten Bedeutung der internationalen Bischofssynode als Dauereinrichtung mit eigenen Rechten. Die Synode wird in Rom künftig ein Generalsekretariat haben, sie bekommt das Vorschlagsrecht für ihre Tagesordnungen, sie soll alle zwei Jahre zusammentreten, die nationalen Bischofskonferenzen erhalten das Recht, auf der Synode Fragen zu stellen, die Bischöfe können sich von Theologen begleiten lassen (sind sie so inkompetent, dass sie das nötig haben?), Papst und Bischöfe sollen in gegenseitigem Informationsaustausch stehen und ihr Wirken «harmonisieren». Kurz, die grossen Fragen der Glaubens- und Morallehre, welche heute in der Welt des Katholizismus Laien wie Priester bewegen, wurden überhaupt nicht erörtert. Die innerkatholischen Auseinandersetzungen werden damit weitergehen, und wir sehen nicht, wie die «Barke Petri» aus den Stürmen herauskommen soll. Es ist ja auch kein Schaden für die Menschheit, wenn dieses Schifflein nicht mehr die ruhige See einfältigen Glaubens und dumpfen Gehorsams befahren kann.

Walter Gyssling

«Das letzte grosse Ereignis ...»

Der im Jahre 1783 in Grenoble geborene Henry Beyle soll sich aus Bewunderung für den deutschen Altertumsforscher Winckelmann nach dessen Geburtsort Stendhal genannt haben. Wie unzutreffend dies sein muss, beweisen aber die geringschätzigen Bemerkungen, die Stendhal in seinem Buch «Histoire de la Peinture en Italie» (1817) über Winckelmann geäussert hat. Viel wahrscheinlicher ist, dass Beyle das Pseudonym seines Wohlklanges wegen wählte. Frédéric Stendhal war übrigens nur eines seiner etwa 40 (Hermann Kesten spricht sogar von 171!) Pseudonyme, das aber darum Weltgeltung erlangte, weil er seine wichtigsten Werke damit zeichnete.
So sehr Stendhal dem Individualismus huldigte, der in Frankreich sogar zum Begriff «le Beylisme» führte, ist er dennoch Romantiker, ohne allerdings der romantischen Schwärmerei zu verfallen. Das geht besonders aus seiner Studie «Racine et Shakespeare» hervor. In seinen grossen Romanen wiederum, in «Le Rouge et le Noir» (1830), «Le Chartreuse de Parme» (1839) und «Lucien Leuwen» (1826) verkörpern deren Helden allesamt die